

In Franco-Spanien wurden 300'000 Babys zwangsadoptiert, ihren Müttern entrissen und teilweise verkauft.

Nonnen waren Hauptakteurinnen.

Artikel "Dämon mit Haube" von Helen Zuber in Der Spiegel, Hamburg, Nr. 29 / 2012, 16.07.2012

URL: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-87347249.html>

(Stand: 15. August 2012)

DER SPIEGEL 29/2012



16.07.2012

SPANIEN

Dämon mit Haube

Von **Zuber, Helene**

Bis in die neunziger Jahre sollen Ärzte und Nonnen adoptionswilligen Ehepaaren Babys verkauft haben, die sie ihren Eltern geraubt hatten. Was als politische Unmenschlichkeit begann, entwickelte sich zum Geschäft. Nun gibt es erste richterliche Ermittlungen.

Ein Jahr ist es her, dass María Luisa Torres ihre Tochter wiederfand. Die hatte sie in einer Madrider Klinik zur Welt gebracht. Dann war sie ihr genommen worden.

"Fast 30 Jahre lang habe ich mein Kind in allen Gesichtern auf der Straße gesehen", sagt Torres mit rauer Stimme. Doch an diesem Sommertag im vorigen Monat ist es tatsächlich das Gesicht ihrer Tochter Pilar, das sich aus dem Strom der Passanten in der Einkaufsstraße der Ortschaft San Fernando de Henares bei Madrid abhebt: große braune Augen, blasser Teint, eingerahmt von exakt geschnittenen Ponyfransen und langen Haaren, schwarz-lila-rötlich gefärbt.

"Mi reina" nennt die Mutter ihre 30-jährige Tochter, die ihren Lebensunterhalt als Schwwesternhelferin verdient. Die Mutter hat die gleiche Augenfarbe und einen ähnlich intensiven

Blick. Ihre angeschwollenen Tränensäcke aber verraten, wie die vergangenen Monate der Mittfünfzigerin zugesetzt haben. "Meine Königin, wie hübsch du bist."

"Ich bin unendlich glücklich", sagt Torres. Und Glück hat die Altenpflegerin in der Tat gehabt: Sie hat nicht nur ihre verlorengelaubte mittlere Tochter wieder- gefunden, es ist ihr auch gelungen, all jene Dokumente aufzutreiben, die nun beweisen sollen, dass ihr Baby vor 30 Jahren geraubt, dann verkauft wurde, und wer das getan hat. Nun ist sie die erste von vielen Müttern gestohlener Kinder, der es geglückt ist, einen Richter dazu zu bringen, Anklage zu erheben wegen Freiheitsberaubung und Urkundenfälschung.

All diese Frauen teilen ein ähnliches Schicksal. Über 300 000 Kinder sollen seit Beginn des Bürgerkriegs 1936 bis weit in die neunziger Jahre hinein ihren leiblichen Eltern vorenthalten und an Adoptiveltern weitervermittelt worden sein.

Ärzte und Nonnen in Gebieten, die nach Kriegsausbruch von den Nationalisten erobert worden waren, hatten es damals als ihre patriotische Pflicht angesehen, neugeborene Kinder von "roten Eltern" in andere Familien zu geben, wo sie national und gottesfürchtig aufgezogen werden sollten.

Nach dem Sieg der Aufständischen unter General Francisco Franco über die spanische Republik wurde der organisierte Babyraub zum politischen Werkzeug: Den Linken sollten die Nachkommen entzogen werden. 1941 erließ Franco ein Gesetz, das es erlaubte, die Spuren der Herkunft solcher Kinder zu tilgen, indem ihr Nachname geändert wurde. Die meisten wurden regimenehen Katholiken anvertraut; ein ganzes Volk sollte vom "marxistischen Gen" befreit werden, so jedenfalls die damals weitverbreiteten Thesen von Antonio Vallejo-Nájera, dem Hauspsychiater des Franquismus.

Dieser Geist eines spanischen Nationalkatholizismus überdauerte selbst Francos Tod 1975. Ordensschwwestern, besonders die eher religiös als intellektuell geschulten "Hijas de la Caridad", die Barmherzigen Schwestern, arbeiteten in den Gebärdstationen der Krankenhäuser und in Säuglingsheimen. Sie gehorchten blind ihren Oberinnen und Priestern. Die entschieden, wer ein Kind verdiente und wer nicht. So wurden meist junge oder alleinstehende Schwangere aus bescheidenen Verhältnissen zu Opfern des Babyraubs. Diese Mütter, so lehrte die Kirche, lebten schließlich "in Sünde".

Doch selbst steigender Wohlstand und der Wandel Spaniens zu einem demokratischen Rechtsstaat schützten junge Mütter offenbar nicht immer vor der frommen Babyräuber-Mafia. Was möglicherweise als Akt falsch verstandener Nächstenliebe begonnen hatte, scheint sich zu einem Geschäft ausgewachsen zu haben, bei dem Adoptiveltern für ein Neugeborenes bis zu einer Million Peseten, nach heutigem Wert gut 20 000 Euro, bezahlt haben wollen. Die Nachfrage nach Babys war groß in einer Gesellschaft, die es gleichsam als verbrieftes Recht von Eheleuten betrachtete, Kinder zu haben.

Gegen dieses Geschäft geht María Luisa Torres nun gerichtlich vor. Ein Untersuchungsrichter in der spanischen Hauptstadt ermittelt inzwischen gegen Sor María Gómez Valbuena von den Barmherzigen Schwestern. Die Nonne, heute 87 Jahre alt, war damals Sozialfürsorgerin auf der Gebärdstation des städtischen Madrider Krankenhauses Santa Cristina. Sie soll am 31. März 1982 der Mutter den Säugling weggenommen und ihn an ein frommes kinderloses Ehepaar verkauft haben. Schwester María hat bisher jede Aussage verweigert. In einem offenen Brief an die Medien erklärte sie sich für unschuldig, sie habe zeitlebens "den Bedürftigsten selbstlos geholfen", geleitet nur von ihrer "tiefen religiösen Überzeugung".

Nun will der Madrider Richter den damaligen Klinikchef, weitere Ärzte und Verwaltungsangestellte als Zeugen vernehmen. Wenn er die Beweisaufnahme beendet hat, könnte im Herbst die Hauptverhandlung eröffnet werden.

Der Fall von María Luisa Torres und ihrer Tochter Pilar hat eine Welle von Untersuchungen ausgelöst und anderen Opfern des organisierten Babyraubs Hoffnung gegeben. "Mutter Courage" nennt die heimische Presse sie, sie selbst sieht sich eher als "Mater dolorosa".

Die ungeheure Dimension des Verbrechens hat die spanische Gesellschaft aufgewühlt wie kaum ein anderes Thema: Journalisten wie Natalia Junquera und Jesús Duva von der Zeitung "El País" haben das Schicksal vieler Opfer dokumentiert, gleich zwei private Fernsehsender wollen Mini-Serien dazu starten.

Sogar die Regierung der konservativen Volkspartei, die der katholischen Kirche sonst sehr nahe steht, hat Untersuchungen eingeleitet. Minister versprochen, das Ausmaß der Fälle zu klären, eine zentrale DNA-Datenbank anzulegen und einen Sonderstaatsanwalt für die juristische Aufarbeitung der Tragödie zu ernennen.

Bis Anfang des Jahres waren bereits 1500 Anzeigen aus dem ganzen Land eingegangen. Allerdings: Mehr als ein Viertel der Fälle musste aus Mangel an Beweisen schnell wieder eingestellt werden, viele Klinikakten und Friedhofsregister aus den Franco-Jahren sind inzwischen vernichtet. "Ich habe die Büchse der Pandora geöffnet", sagt Frau Torres. Gerade hat ihr Anwalt von der Organisation "S.O.S. Bebés Robados", SOS Geraubte Babys, erfahren, dass die Verteidiger der beklagten Nonne gescheitert sind mit dem Versuch, das Verfahren wegen Verjährung einstellen zu lassen.

Torres hat nun vor allem ein Ziel: Sie will Sor María auf der Anklagebank sehen. Der Richter soll aufklären, wie das Netzwerk der Babyräuber funktionierte, wer eingeweiht war und wohin die 100 000 Peseten, damals etwa 2500 Mark, geflossen sind, die Schwester María von Pilars Adoptiveltern kassierte. Für diese Summe hätte man einen kleinen Gebrauchtwagen kaufen können. Auch Tochter Pilar fordert, die Nonne solle "bezahlen für das, was sie getan hat. Sie hat mein Leben ruiniert".

Für sie sei es "schön und schwer zugleich", plötzlich eine große Familie zu haben, berichtet sie. Ihre beiden Halbschwestern entdeckte sie "als Teil von mir". Der Älteren, Inés, 32, gleicht sie im Aussehen. Um die Ähnlichkeit zu betonen, gesteht Pilar, habe sie sich die Haare dunkel gefärbt.

Pilar hatte begonnen, ihrer Herkunft nachzuspüren, als sie den unbeschwerten Kinderjahren in einem Madrider Vorort entwachsen war. Ihre Adoptiveltern hatten sie an von Nonnen geführte Schulen geschickt, und Pilar litt unter der pruden, seelenlosen Erziehung. Doch dann trennten sich ihre Stiefeltern.

Adoptivvater Alejandro Alcalde half Pilar bei der Suche nach ihrer Herkunft. Gemeinsam stellten sie Schwester María im Wohnheim ihres Ordens zur Rede. Als die blondgelockte 15-jährige Pilar nach ihrer leiblichen Mutter fragte, antwortete die Nonne, die sei sehr attraktiv gewesen, und ihre Großmutter habe die gleichen blonden Haare gehabt wie sie selbst. Doch dann deutete Schwester María an, wie jung ihre Mutter ihr vorgekommen und dass sie offenbar eine Prostituierte gewesen sei. Und dass sie sie in der Klinik zurückgelassen habe.

Pilar stellte diese Geschichte auf Facebook, das Netzwerk, das auch ihre Mutter nutzte. María Luisa Torres hatte sich angewöhnt, dort an jedem letzten Märztag ihrer verlorenen Tochter zum Geburtstag zu gratulieren. Eine Fernsehjournalistin entdeckte, dass beide Profile zusammenpassten. Der DNA-

Test, dem sich Mutter und Tochter unterzogen, brachte 99 Prozent Übereinstimmung. Dennoch dachten beide, "die kann's nicht sein", als sie einander in einer TV-Show vorgestellt wurden. Die Mutter schüttelt den Kopf über ihre eigene falsche Erwartung von vor einem Jahr. Sie hatte sich eine blauäugige Dunkelhaarige vorgestellt und sah da auf dem Set ein blondes Mädchen mit braunen Augen.

"Sor María hat nichts Barmherziges an sich, sie war ein Dämon", sagt Torres heute. Fotos von damals zeigen ihre Ähnlichkeit mit ihrer Tochter. Torres war 24 Jahre alt und lebte getrennt von ihrem Ehemann. Ihre Mutter betreute Tochter Inés, während sie als Kellnerin Geld verdiente. "Sah ich etwa aus wie eine von der Straße?", fragt sie immer noch, wie unter Zwang, sich zu rechtfertigen.

Eine Anzeige in einer Illustrierten hatte Torres zu Schwester María ins Krankenhaus Santa Cristina geführt. Der Text versprach arbeitenden Müttern Hilfe bei der Betreuung ihrer Säuglinge, und auf Unterstützung war die Schwangere angewiesen. Ihr damaliger Freund wollte nichts von einem Kind wissen, ihre Mutter konnte sie nicht noch mehr belasten.

Gemeinsam mit ihr besuchte sie im fünften Schwangerschaftsmonat die Sozialarbeiterin, die unter der Haube ihres Ordenshabits in einem dunklen Kabinett auf sie wartete. "Ich vertraute ihr", erinnert sich Torres, Sor María sei freundlich gewesen, als sie ihr ihre schwierige Lage darlegte. Das Baby werde in einem Hort untergebracht, dafür müsse Torres zahlen, aber sie könne es stets besuchen und abholen, wann sie wolle.

Als schon die Wehen eingesetzt hatten, suchte María Luisa Torres mit ihrer Mutter wieder die Klinik auf. Wie die Nonne ihr aufgetragen hatte, betrat sie das Krankenhaus durch einen Seiteneingang und ließ, ohne sich anzumelden, Schwester María rufen. Die habe sie auf eine Privatstation im zweiten Stock gebracht und ihr sofort eine Maske aufgesetzt, um sie zu betäuben. Dann wurde ihr ein wehentreibendes Mittel gespritzt. Das Baby "schoss in zehn Minuten heraus. Ich hätte verbluten können", sagt Torres drei Jahrzehnte später. Nach wie vor schämt sie sich dafür, wie unvorsichtig sie sich "ins Netz der Spinne" hatte ziehen lassen.

"Als ich wieder zu mir kam, stand Sor María vor mir", berichtet Torres. Sie erfuhr, dass ihr Baby tot sei. Das habe sie damals nicht glauben wollen. Vergebens suchte sie mit ihrer Mutter die Gebärstation ab. Da änderte Schwester María plötzlich die Geschichte und behauptete, sie habe das Neugeborene nach Frankreich weggegeben zur Adoption.

Neun Tage lang wurde die Wöchnerin im Krankenhaus wegen einer Eileiterinfektion behandelt. In ihrer Krankenakte, die sie im vergangenen November auftreiben konnte, sind die Arztvisiten, ihr Name, der ihres Ehemannes und die Adresse vermerkt. In die Adoptionsunterlagen, die jetzt dem Gericht vorliegen, hatte Sor María eingetragen, die Mutter sei unbekannt und habe das Baby verlassen.

Bis zu einer Reform des Adoptionsrechts 1987 konnten Ärzte unbehelligt den Namen der Adoptivmutter als Gebärende eintragen. Kam in diesen Jahren ein Zwillingsspaar zur Welt, starb auffällig oft ausgerechnet das kräftigere der beiden Babys, so steht es jedenfalls in vielen Klinikunterlagen. Bestand eine Mutter darauf, ihr totes Kind zu sehen, wurde zuweilen ein tiefgefrorener Leichnam vorgezeigt.

Die Suche der Mütter nach ihren gestohlenen Kindern weckt allerdings nicht im ganzen Land Anteilnahme. Als eine Art Massenhysterie tun besonders konservative Juristen und kirchennahe Politiker die Bemühungen der Opfer um Aufklärung ab.

Mit dem Justizminister entbrannte ein Streit über die Änderung der Verjährungsfristen. Deshalb haben sich die Aktivistin Flor Díaz Carrasco von der Organisation SOS Geraubte Babys und ihre Mitstreiter an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg gewandt. Sie fordern: "Helft uns, endlich die Wahrheit herauszufinden."

In ihrem Büro in der baskischen Grenzstadt Irún hat Frau Díaz neun Leitz-Ordner stehen, gefüllt mit Unterlagen zu 600 Fällen von mutmaßlichem Babyraub im Baskenland. Allein 200 davon betreffen das Krankenhaus Nuestra Señora de Aránzazu in San Sebastián, wo ebenfalls bis 1983 Barmherzige Schwestern tätig waren.

In diesem Hospital verschwand auch Rebeca, das siebte Kind eines Fuhrunternehmer-Ehepaars. Als die hochschwangere Mercedes Ocáriz 1977 das Hospital aufsuchte, verlief alles anders als bei den sechs Malen zuvor. Nach der Geburt am 3. Juli sagte man ihr, ihre Tochter sei untergewichtig und müsse in das Provinzhospital gebracht werden, wo es einen Inkubator gebe. Sechs Tage lang bekam der Vater dort hinter Glas ein Baby gezeigt.

Dann erfuhr die Familie, das Kind sei an Lungenproblemen gestorben, was der Mutter Mercedes merkwürdig vorkam, sie hatte ihr Neugeborenes kräftig schreien gehört. Den Leichnam durfte sie nicht sehen, das Krankenhaus kümmerte sich um die Bestattung. Ein kleiner weißer Sarg wurde auf dem städtischen Friedhof im Familiengrab beigesetzt.

Vor dem schwarzen Grabstein mit dem Muttergottesrelief versammelten sich genau 34 Jahre und sechs Monate später acht Geschwister und die Eltern von Rebeca. Ein weiterer Bruder schaute über Skype zu. Die Familie hatte bei einem Richter die Exhumierung ihrer angeblich gestorbenen Schwester erwirkt. Doch als der kleine Sarg geöffnet wurde, fanden sich nur Verbandgaze und Holzstückchen darin. Die Laboruntersuchung in Madrid bestätigte den Augenschein: Es gab keinerlei DNA-Reste, in dem Sarg hatte niemals ein Körper gelegen.

"Meine Mutter hat immer vermutet, dass etwas nicht stimmt an der Geschichte von Rebecas Tod", erzählt Cecilia Losa Ocáriz in ihrer Wohnung im Zentrum von San Sebastián. Bei Familienfesten spekulierte die Mutter, wie es wohl ihrer Tochter inzwischen ergangen sei. Jetzt steht für die Familie fest: Irgendwo lebt eine 35-Jährige, die den Geschwistern ähnlich sieht.

Cecilia brachte ihre Mutter schließlich dazu, im Mai 2011 das rätselhafte Verschwinden ihrer Rebeca anzuzeigen. Denn die ausgebildete Journalistin hatte Zeitungsartikel über den Babyraub in anderen Teilen Spaniens gelesen. Die gerichtliche Untersuchung kam schnell in Gang. Widersprüche in den Arztberichten traten zutage, deren Unterzeichner weiterhin praktizieren. "Das waren damals unantastbare Autoritäten", erklärt Losa Ocáriz. Für ihre strenggläubigen Eltern, die alle Kinder auf kirchliche Privatschulen geschickt hatten, seien die Enthüllungen ein schwerer Schock.

Jetzt suchen die Mitglieder der Familie Losa Ocáriz nach ihrer verschwundenen Schwester und appellieren an sie, sich zu melden. "Wir wollen das Leben einer 35-jährigen Frau nicht durcheinanderbringen", beteuert Cecilia. Doch möchten sie ihrer alten Mutter den Wunsch erfüllen, die Tochter in die Arme zu schließen. "Rebeca soll wissen, ihre Eltern haben sie niemals aufgegeben."

DER SPIEGEL 29/2012